

»Die Wahrheit geht zu Fuß«

Einen festen Standpunkt haben? Bloß nicht, sagt der Schriftsteller Lorenz Marti. Wer dauernd auf etwas beharrt, vergisst allzu leicht, sich zu bewegen. Ein Leib-und-Seele-Gespräch

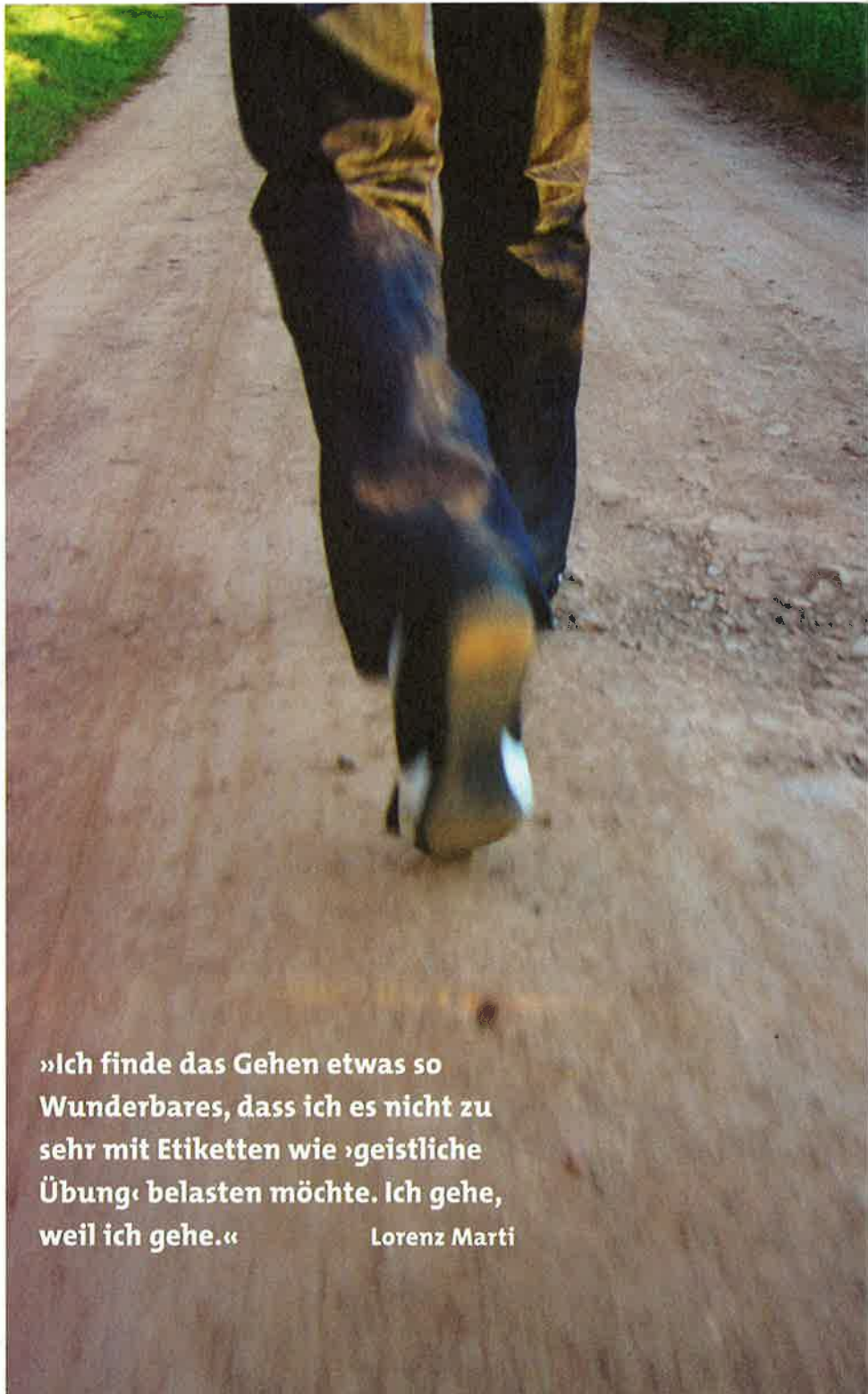
Von Georg Magirius

Herr Marti, den Bernern sagt man nach, etwas langsam zu sein. Hat ein Berner deshalb auch einen leichteren Zugang zur Mystik?

Lorenz Marti: (lacht) Ich glaube nicht. Es ist aber tatsächlich so, dass das Bern-Deutsch eine langsame Sprache ist. Auch hat man einmal weltweit die Gehgeschwindigkeit in verschiedenen Städten gemessen: Die Berner waren die drittlangsamsten, dahinter lagen noch eine afrikanische und eine asiatische Stadt. Die Berner sind also offenbar sehr langsam. Ich selbst gehe ziemlich schnell, denke aber langsam. Ich brauche Zeit, um meine Gedanken zu entwickeln. Und Langsamkeit kann vielleicht schon in die Nähe der Mystik führen, man hat dann nämlich mehr Zeit, die Dinge wahrzunehmen, redet nicht pausenlos, sondern lässt auch die Pause zu und die Gedanken reifen.

In Ihrem Buch »Mystik an der Leine des Alltäglichen« erzählen Sie von Bummeleien, die aber auch stets zu Spaziergängen für die Gedanken werden. Ist das Spazierengehen für Sie vielleicht sogar auch so etwas wie eine geistliche Übung?

Marti: Ich finde das Gehen etwas so Wunderbares, dass ich es jetzt nicht zu sehr mit Etiketten wie »geistliche Übung« belasten möchte. Ich gehe, weil ich gehe. Aber etwas hat es sicher damit zu tun: Früher habe ich mich in Zen-Meditation und Still-Sitzen geübt. Weil ich aber ein eher nervöser Mensch bin, ist mir das schwergefallen. Ich habe gemerkt, dass ich mich immer ein bisschen zwingen muss. Dann habe ich aufgehört, weil ich gespürt habe und das noch immer denke: Zwang hat keinen Platz, wenn es um wirklich ernsthafte Fragen, um Spiritualität und Religion geht. Auch durch Hinweise von Freunden habe ich dann aber entdeckt: Eigentlich meditierst du doch schon lange, du gehst spazieren. Das ist für mich eher unruhigen Menschen eine wunderbare Art, zur Ruhe zu finden. So sage ich inzwischen ganz selbstbewusst: Ja, ich meditiere! Ich gehe



»Ich finde das Gehen etwas so Wunderbares, dass ich es nicht zu sehr mit Etiketten wie »geistliche Übung« belasten möchte. Ich gehe, weil ich gehe.«

Lorenz Marti

spazieren – oder ich spaziermeditiere, wie ich es in einem meiner Bücher genannt habe.

Ihrer Meinung nach kann man damit auch auf die Spur der Wahrheit kommen. Sie schreiben an einer Stelle: »Die Wahrheit geht zu Fuß. Sie zeigt sich im Vorübergehen. Sie ist kein Standpunkt, auf dem man beharren kann, sondern eine Bewegung.« Das klingt provokativ, denn oft gelten gerade die als besonders religiös, die signalisieren: Ich stehe fest, mich haut nichts um!

Marti: Religionsstifter und Lehrer wie Jesus, Moses, Abraham, Buddha, aber auch Philosophen wie Nietzsche oder Kierkegaard – das waren Wanderer. Sie haben ihre Lehre oft unterwegs verkündet – auf dem Weg. Diese Lehren wurden im Gehen entwickelt und weitergegeben, später dann aber aufgeschrieben, dogmatisiert, gleichsam in Schachteln verpackt und festgenagelt. So erkläre ich mir auch die Erstarrung mancher Lehre: Das entspricht nicht mehr dem ursprünglichen Geist des Wanderers. Und diese Verhärtung und Verfestigung möchte ich gern wieder etwas auflösen und auflockern, um der ursprünglichen Beweglichkeit und Lebendigkeit auf die Spur zu kommen.

Leiden Sie unter Menschen, die stets einen festen Standpunkt haben?

Marti: Nein, ich leide nicht, aber ich ärgere mich manchmal. Das ist doch eine unheimliche Arroganz zu meinen: Ich kenne die Wirklichkeit, ich kenne die Welt, ich kenne Gott, ich kenne mich selber. Wer kann das schon wirklich von sich sagen? Ich glaube, wer etwas näher hinguckt, merkt bald, wie wenig wir eigentlich wissen.

Sie beurteilen ja nicht nur das Nichtwissen, sondern auch so etwas wie Verwirrung durchaus positiv: Sie könne eher in den Bereich der Mystik führen als das logische Denken. Was aber eigentlich ist diese geheimnisvolle Mystik? Ist sie dann eine Art Hochleistungsfrömmigkeit?

Marti: Mystik ist ein sehr belastetes Wort, das ich eigentlich ungern verwende. Der Begriff Mystik war ursprünglich ein Schimpfwort, man hat damit zur Zeit der Aufklärung alles abgetan, was nicht vernünftig erschien, was also nebulös, obskur, leicht verdächtig war. Dieses Abgehobene haftet diesem Wort bis heute an. Dazu gibt es in der mystischen Tradition Berichte über außergewöhnliche Erfahrungen. Te-

resa von Avila etwa hat Levitationen erlebt, die konnte ein wenig über dem Boden schweben, sagt man. Soll ich das jetzt glauben oder nicht? Alle diese außergewöhnlichen Phänomene haben für mich wenig Bedeutung, weil sie viel zu weit weg sind von meinem Alltag. Aber Theresa hat auch eine bodenständige Seite. Sie war Ordensfrau, hatte sehr viel zu tun, musste aber auch in der Küche arbeiten. Einmal erzählt sie, wie sie sich unendlich langweile, wenn sie in der Küche die Töpfe und Pfannen putzen müsse, und wie sie versuche, diese Langeweile dem Herrn der Töpfe und der Pfannen zu übergeben. Das gefällt mir: Herr der Töpfe und Pfannen – das ist auch ein schöner Gottesbegriff.

Sie haben sogar Ihrem Staubsauger einen Namen gegeben, was hat es denn damit auf sich?

Marti: Ich teile die Hausarbeit mit meiner Frau auf, sie ist auch berufstätig. Ich mag es nicht zu putzen. Das langweilt mich unendlich: Immer wieder die Wohnung putzen! Und kaum ist sie geputzt, muss man sie schon wieder putzen. Den Staubsauger habe ich richtiggehend gehasst, denn der ist so laut und verscheucht auch noch die letzte Stille. Da hat uns eine Bekannte einmal geraten, wir sollten dem Staubsauger doch einen Namen geben und dann schauen, was passiert. Mir ist spontan der Name Franz eingefallen, meiner Frau Fridolin. Wir haben den Staubsauger also Franz Fridolin genannt. Es hat sich schon etwas geändert. Zwischendurch vergesse ich seinen Namen, dann bin ich gleich wieder sehr ungeduldig. Aber wenn ich so einem Ding einen Namen gebe, begegne ich ihm anders: Ich nehme den Staubsauger wahr als ein Gerät, das mir hilft, eine Arbeit, die nicht besonders attraktiv ist, schneller und auch bequemer zu machen.

Lorenz Marti wurde 1952 im Pfarrhaus von Niederlenz im Schweizer Kanton Aargau geboren. Er studierte Geschichte und Politikwissenschaften. Seit 1977 ist Marti Redakteur beim Schweizer Radio DRS. 2004 veröffentlichte er: »Wie schnürt ein Mystiker seine Schuhe? Die großen Fragen und der tägliche Kleinkram«. Zuletzt erschien: »Mystik an der Leine des Alltäglichen«, Herder 2010. Das Buch ist im Publik-Forum Shop erhältlich: Best.-Nr. 8709. Marti ist verheiratet und hat eine Tochter. Er lebt bei Bern.

In der Klosterregel des Heiligen Benedikt findet sich eine Bestimmung, dass der Vorsteher des Klosters mit den Geräten umgehen soll wie mit heiligem Altargerät. Auch ein banaler Gegenstand wie ein Staubsauger hat Respekt verdient, einen sorgsam Umgang. Ich hatte ihm in meiner Ungeduld manchmal sogar Fußtritte gegeben, dann ging er auch noch kaputt! Das ist sicher ein schlechter Umgang, der dem Staubsauger vielleicht weniger als mir selber schadet.

Sie sprechen von Heiligen, aber oft auch von buddhistischen Weisen, sind aber in einem reformierten Pfarrhaus aufgewachsen. Gab es da einen Bruch mit dem Elternhaus?

Marti: Die Religiosität, wie sie in meinem Elternhaus gelebt wurde, unterscheidet sich wahrscheinlich kaum von der Religiosität einer bürgerlichen Durchschnittsfamilie sonst. Wir haben als Kinder vor dem Einschlafen und vor dem Essen ein Gebet gesprochen, aber das wurde allen Beteiligten mit der Zeit peinlich und hat sich verflüchtigt. Sonst war Religion eigentlich kaum ein Thema. Was ich aber mitbekommen habe: Dass es wichtig ist, sich gesellschaftlich zu engagieren, das hat mein Vater auch intensiv gemacht, das war die Zeit der 1960er-Jahre, die atomare Aufrüstung. So habe ich gesehen, dass Religion etwas mit den konkreten Umständen zu tun hat. Dass ich nicht sehr fromm aufgewachsen bin, hat es mir dann aber vielleicht auch erleichtert, mich auf Religion einzulassen, weil ich nämlich ziemlich unbelastet war. Das war, als ich keine Antwort mehr auf meine Lebensfragen fand, so um die zwanzig war ich da. Und da habe ich gesucht, war erst lange und intensiv im Zen-Buddhismus, und dann bin ich über den Buddhismus auch wieder auf das Christentum gekommen. ►

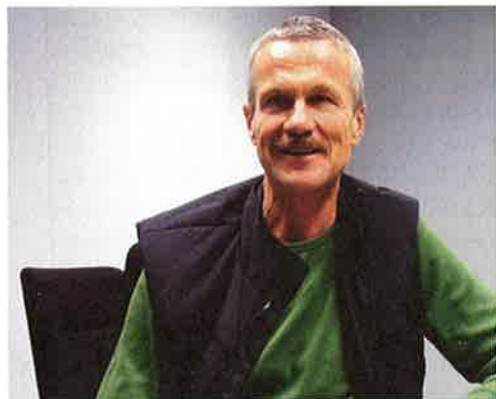


FOTO: MAGIRUS

Sie mussten sich also gar nicht von Ihrem Vater, dem Theologen und Schriftsteller Kurt Marti, lösen, sondern konnten Ihren Weg gehen. Haben Sie die Texte Ihres Vaters eigentlich gelesen und er auch Ihre? Oder bleibt das unkommentiert?

Marti: Ich habe natürlich vieles von ihm gelesen, nicht alles. Er hat auch einiges von mir gelesen, aber ich bin eigentlich froh, dass viele gar nicht wissen, dass ich sein Sohn bin. Das sind so Etiketten. Und ich denke: Ein wichtiges Thema in der Mystik ist die Befreiung von allen Etiketten, von allen Einengungen durch Definitionen: Du bist so und so, du bist der Sohn von Kurt Marti! Schon bin ich in der Schublade. Das Etikett aber, das mich im höchsten Maß irritiert hat, so bin ich bei Veranstaltungen schon mal angekündigt worden: »Der Mystiker Lorenz Marti.« Da stehen mir die Haare zu Berge! Da hat man das Gefühl, das sei ein Erleuchteter. Das streite ich gleich ab. Ohnehin ist das für mich fast so etwas wie eine asketische Übung, dass ich mir immer wieder sage: Ich bin nicht meine Rollen, ich bin nicht meine Erfolge, ich bin nicht meine Niederlagen, ich bin nicht meine Gesundheit, meine Krankheit, nicht mein Alter, Beruf, Zivilstand und, und, und. Alle Identifizierungen immer wieder abstreifen! Dahinter wird dann ein Raum der Freiheit spürbar, jenseits von allen Definitionen.

Umgekehrt bekennen Sie sich zu Eigenschaften, bei denen gesellschaftlich betrachtet fast ein Zwang besteht, sie abzustreifen. Sie sagen von sich etwa, ein Einzelgänger zu sein.

Marti: Es gibt Eigenschaften an mir, die sind negativ behaftet und werden eher misstrauisch oder als Schwäche betrachtet: eher Einzelgänger zu sein, eher auch etwas schüchtern. Da habe ich im Verlauf der Jahre gemerkt, wie gut es ist, das positiv zu füllen. Ich versuche also, manche Begriffe etwas umzudeuten und auszuweiten: Einzelgänger – das ist ein wunderbares Wort, das ist doch gut! Das ist kein Einzelstehender, sondern ein Einzelgehender, also jemand, der seinen Weg geht, das gefällt mir. Das Zusammenspiel von Schwäche und Stärke fasziniert mich auch an der christlichen Tradition, in der das ein wichtiges Thema ist: Wenn ich schwach bin, bin ich stark. Diese Erfahrung mache ich schon, dass in der Schwäche, die ich an mir zur Genüge erlebe, auch eine Stärke liegt. Das ist ein Widerspruch, wie die Bibel voll von Widersprüchen ist. Aber ich mag Widersprüche, ich denke: Große Wahrheiten erscheinen immer im Gewand von Widersprüchen. ■